Zeitschrift: Der Kreis : eine Monatsschrift = Le Cercle : revue mensuelle
Band: 34 (1966)
Heft: 12

Artikel: Der gekaufte Himmel
Autor: Gyburc-Hall, Larion
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-570205

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der gekaufte Himmel

Eine Weihnachtsgeschichte von Larion Gyburc-Hall.

«Ich freue mich, dass du so früh gekommen bist.»

Der alte Herr hatte mir das schöne Gittertor geöffnet und sein Atem dampfte in der klaren, kalten Luft. Silbern und weiss glitzerte der nahe Wald. Durch Baumstämme und Aeste brach in breiten Bahnen der gelbgraue Schein der Wintersonne.

Mit fast jugendlicher Beschwingtheit schritt mir Achim voran ins Haus und half mir in der Halle aus dem Mantel. Dann öffnete er mir die Tür zur Bibliothek; das Feuer brannte im Kamin und irrlichterte mit seinem Schein den Wänden entlang, die erlesene Bücher und einige wenige, aber kostbare Bilder füllten. Er bot mir einen Drink an und dann liessen wir uns vor dem Kamin in den tiefen Sesseln nieder.

«Ich bin froh», begann er das Gespräch, «mit dir noch ein wenig Worte austauschen zu können, bevor die andern kommen. Wir haben uns doch Jahre hindurch nicht mehr gesehen. Briefe bleiben unzulänglich. Auch kann man das Wichtigste nicht schreiben . . .»

Er schien nicht zu bemerken, dass ich nichts erwiderte. Seine Gedanken beschäftigten ihn ganz. «Du wirst es vielleicht verwunderlich finden, wenn ich dir sage, dass ich in den letzten Wochen viel über den Tod nachgedacht habe, obgleich mein Arzt mir versicherte, dazu sei kein Anlass. In der Tat, ich fühle mich sehr gesund. Meine Lebensumstände sind recht zufriedenstellende — und dann ist da noch Tonio, mein junger Freund. Auch er wird heute bei uns sein. Nie hätte ich angenommen, in meinem Alter noch einen so jungen Menschen an mich binden zu können. Ich werde bald das achtundsiebzigste Jahr vollenden. Tonio ist dreiundzwanzig . . .»

Diesen Tonio kannte ich von dem Foto her, das Achim einmal jenem Brief beigefügt hatte, der mir von seinem späten Glück berichtete. Das Bild wies einen jungen Mann aus mit ebenmässigen, mir jedoch leicht stumpf erscheinenden Zügen. Nun, Achim schien mir nie sonderlich wählerisch gewesen zu sein. Intelligenz bedeutete ihm eher ein unüberwindliches Hindernis für die Aufnahme von Intimbeziehungen. Tonio liebe ihn, so war er überzeugt, ganz ohne Berechnung, ganz um seiner selbst willen. Geschenke habe er ihm förmlich aufdrängen müssen. Und wie oft habe er ihm verwiesen, ihn aus der fernen Stadt anzurufen, der Kosten wegen, in die sich Tonio deswegen gestürzt habe, nur um wieder einmal die Stimme seines geliebten Achim zu hören . . . — Gewohnt, freundlich-selbstlose Regungen jüngerer Leute sehr vermögenden älteren Herrn gegenüber mit nüchternem Sinn zu betrachten, pflege ich solchen «Beweisen» jugendlicher «Uneigennützigkeit» keine allzugrosse Bedeutung beizumessen. Andererseits brachte ich es nicht über mich, Achim aus dem Himmel seiner Illusionen zu reissen, auch nicht, als er mir ein roh bemaltes Pappherz zeigte, auf dem in ungelenken Buchstaben zu lesen stand: «Ich liebe dich heute mehr als gestern. Ich liebe dich heute weniger als morgen», für Achim das überzeugende Eingeständnis eines kontinuierlichen Wachstums eben jener Liebe, die dieser wie eine Gnade erlebte und auf die zu hoffen er nicht mehr gewagt hatte.

Mein Schweigen beirrte ihn nicht. Wie alle Menschen, die gewohnt sind, unentwegt um sich selbst zu kreisen und den Menschen ihrer Umgebung die Planetenbahnen vorzuzeichnen, schätzte er aufmerksame Zuhörer. So gestaltete sich das Gespräch zu einem Monolog, an dem er mich teilnehmen liess.

«Zum fünfzigsten Mal», erinnerte er sich, «jährt sich jetzt jener Heilige Abend, der so bedeutsam für mein weiteres Leben werden sollte. Ich war damals befreundet mit einem sehr gut aussehenden Medizinstudenten und sehr glücklich. Meine Mutter, aufgewachsen in engherzigen Vorstellungen, wollte nicht dulden, dass Armin mich zu Hause besuchte. Ich war jedoch begütert genug und auch unabhängig, mich so oft mit meinem Freunde zu treffen, wie er und ich es wünschten. Häuslichem Spektakel entging ich, indem ich kurzfristig meine Reisen ankündigte. Ich schaffte mir ein Auto an, was vor dem ersten Weltkrieg als ein Zeichen für aussergewöhnlichen Wohlstand galt. Nach und nach fand meine Mutter sich mit dem «Verhältnis» ab, das zu missbilligen sie allerdings nie aufhörte, und so trübte denn schliesslich nichts mehr das harmonische Beieinander mit Armin. Umso vernichtender musste mich dann treffen was folgte.

Nachmittags waren wir noch zusammen gewesen, hatten alles abgesprochen. Ich überliess ihm meinen Wagen, mit dem er mich bei Anbruch der Dunkelheit abholen sollte. Wir hatten vor, den Heiligen Abend auswärts in einer gemieteten Waldhütte zu verbringen. Der Abend brach herein, ein weihnachtlicher Abend mit sanftem Schneefall. Ich wartete auf Armin. Längst war die Stunde verstrichen, die wir vereinbart hatten. Im Wohnzimmer sass meine Mutter. Der Schimmer unter dem Schirm der Tischlampe fiel auf eine Handarbeit, mit der sie beschäftigt war. Sie schwieg, und ihr überschattetes Gesicht war verschlossen. Keiner von uns sprach ein Wort. Kaum vermochte ich meine Unruhe zu bewältigen. Was mochte Armin zugestossen sein? Warum telephonierte er nicht, konnte er sich doch denken, wie besorgt ich sein würde? Ein quälender Verdacht bemächtigte sich immer mehr meiner Seele. Aber nein, das konnte nicht sein.

Da hob meine Mutter ihr Gesicht von der Stickerei. In ihrer Stimme war keine Härte, keine Bitterkeit, als sie sagte: «Schau, mein Junge, das müssen wir alle lernen, mit den Enttäuschungen fertig zu werden, die uns gerade die Menschen bereiten, die wir lieben . . .»

Das brach die Fassung, die ich mir so mühsam abgerungen. Ich stürzte zum Telephon, und zehn Minuten später fuhr ein Mietwagen vor. Meine Mutter trat auf mich zu, legte mir ihre Hände auf die Schultern und bat: «Bleib doch. Willst du dir das nicht ersparen, heute, da Weihnachten ist?» Ich küsste sie und verliess sie, schweigend, setzte mich ans Steuer und fuhr in die Nacht hinaus.

Meine Augen brannten, und mein Herz schlug heftig in der Kehle. Vorbei ging die Fahrt an eingeschneiten Dörfern, Häusern mit weihnachtlich erhellten Fenstern, vorbei an Wiesen und Feldern, einsamen Gehöften, kleinen entlegenen Kirchen und Friedhöfen. Oft rückten die Bäume hart an den Weg, den ich durch die Wälder nahm. Es hatte aufgehört zu schneien, aber rings lag alles Land unter der weissen Decke. Kühl, fern und klar glänzten über mir die Sterne.

In weniger als zwei Stunden gelangte ich ans Ziel. Ich hielt am Fusse der leichten Anhöhe, ging den kurzen Weg zur Hütte, die zwei hohe Tannen überschatteten und wäre beinahe gestrauchelt. Seitlich vom Eingang entdeckte ich meinen Wagen. Aus den Fenstern des Blockhauses schimmerte Licht. Die Türe war nicht verschlossen. Sie knarrte nicht, als ich sie öffnete. Aus dem dunklen Vorraum trat ich ins Licht der Stube. Hell loderte das Feuer im offenen Kamin. Man bemerkte mich nicht sogleich. Man war zu sehr miteinander beschäftigt, und so schaute ich eine Weile stumm auf sie nieder, bis der Unbekannte mich wahrnahm.

«Wie kommen Sie hierher?» herrschte er mich an im Tone äusserster Arroganz, der mir so vertraut war, von schönen Lippen zu vernehmen. Im Zorn funkelten seine Augen. Mir ist noch erinnerlich, dass Armin sich sehr langsam zu mir um-

wandte. Auf seinen Zügen zeichnete sich keine Verlegenheit, kein peinliches Erschrecken ab. Mir schien, als habe er mich erwartet. Zu dem Gefährten gewendet, sagte er nur: «Er hat ein Recht, hier zu sein . . . Komm. Wir gehen bis zum nächsten Dorf und übernachten in einem Gasthof.» — «Gehen? Was fällt dir ein, so mitten in der Nacht?» widersprach der Schönling gereizt. Mit einer gelassenen Bewegung bedeutete Armin ihm: «Auch der Wagen ist sein. Wir haben kein Recht, ihn zu benutzen.»

Später habe ich nie begreifen können, warum ich einfach ausserstande war, etwas zu sagen. Seltsamerweise verspürte ich keinen scharfen Schmerz in mir, nicht Trauer noch Leid. Nur ein Gefühl unendlicher Dumpfheit erfüllte meine Seele. «Ich denke nicht daran, jetzt in die Kälte hinaus zu gehen», hörte ich den Fremden sagen, der sich daraufhin an mich wandte mit den Worten: «Bitte verzeihen Sie. Ich war über nichts unterrichtet. Würden Sie mir gestatten, hier zu bleiben? Raum ist doch genug vorhanden.» Und dabei überflog sein Blick mich so, als wolle er abschätzen, ob die vielleicht erwarteten Annehmlichkeiten seiner Schönheit und körperlichen Vorzüge nicht ein allzuhoher Preis für die erbetene Gastfreundschaft seien. Ich winkte ab. Trocken und rostig schien mir meine Stimme zu klingen, als ich mich sagen hörte: «Sie mögen das Auto benutzen, mit dem Sie gekommen sind. Aber verlassen Sie mich jetzt und tragen Sie dafür Sorge, dass mir der Wagen wieder zugestellt wird.»

Als sie gegangen waren, schloss ich hinter ihnen die Haustüre ab, legte mich vor den Kamin und starrte in die Flammen. Und mein Leben zog an meinen inneren Augen vorüber, nicht nur das vergangene, sondern auch das kommende, wie es wohl werden würde, dies Taumeln zwischen Illusionen des Glücks und den Verzweiflungen der Enttäuschung. Ich wusste, ich war zwar nicht hässlich, aber ich würde bald wohl recht durchschnittlich ausschauen. Meine Vermögenslage würde mir immer wieder junge Freunde in die Arme führen, aber indes ich danach verlangte geliebt zu werden, würde man mir Liebe vorheucheln, mich hintergehen und verraten. Wenn man mich satt hätte, würde man einen Zwischenfall wie diesen herbeiführen. Und wieder begännen das neue Suchen und das neue Durcheinander. — So aber sollte es nicht sein. Zwar war mir klar, dass ich nicht würde verzichten können, dass ich unentwegt bemüht bleiben würde, «etwas zu finden». Aber unverrückbar wollte ich mir einhämmern, dass all diese Begegnungen nur solche auf Zeit sein würden, dass ich mich davor bewahren müsste, mein Herz an einen einzigen «Freund» zu hängen und mich an diesen einen zu klammern. Das Mass der Zuneigung und die Dauer der Bindung sollten einzig und allein bestimmt werden von der Beständigkeit des echten Gefühls. Das musste ausgemacht werden vor dem Entschluss, für eine Weile beisammen zu bleiben, und unwiderruflich sollte die Freundschaft ihr Ende finden in dem Augenblick, da einer dem andern erklärte, seine Gefühle seien im Welken begriffen. Ob und wie diese Beziehung dann in platonischere Regionen hinüber gerettet werden konnte, das hätten die Umstände zu ergeben.

Indes ich das alles überdachte, erinnerte ich mich mit grosser Beschämung, wie hörig ich Armin gewesen war. Und auch daran erinnerte ich mich, wie teuer mir diese Freundschaft geworden war, — dass sie mich ein kleines Vermögen gekostet hatte. (Die vergessene Weisheit eines lebenskundigen Epikuräers kam mir in den Sinn, der mich einmal unterwiesen: «Und vergessen Sie nicht: am kostspieligsten sind immer all die Dinge, die gar nichts kosten.») Das magere Stipendium, von dem Armin studierte, reichte kaum hin, ihn am Leben zu erhalten. Ich war für alles eingetreten, damit er keinen Mangel leiden musste und teilnehmen konnte an allem,

was das Leben an Schönem bot, da ja meine Mittel reichten, es für uns beide möglich zu machen. — Auch das sollte niemals mehr wieder eintreten. Keiner sollte spekulieren dürfen auf mein Geld, weder im gegenwärtigen Leben noch für die Zeit nach meinem Tode. Und damit ich selbst nicht schwach werden konnte, beschloss ich, eine unwiderrufliche Regelung zu treffen, einen Erbvertrag, kein Testament, das umzustossen gewesen wäre. Ich besass genau die Mittel, ein sorgloses, geruhsames Leben zu führen mit all jenen Annehmlichkeiten, die es schön machen. Alles, was ich hinzu gewinnen würde, würde Werken der Wohltätigkeit zu dienen haben, und damit würden die Güter dem Teufelskreis der Selbstsucht entrückt werden. Weder Lust noch Leid sollten Gebrauch oder Missbrauch dieser Vermögenswerte schaffen dürfen, einzig das absolut gute Werk . . .

Während ich mit brennenden Augen in die herabgebrannte Glut schaute und sann, traf dünnes Läuten mein Ohr. Ich fand zur Gegenwart zurück, erhob mich und trat vor das Haus. Das nicht allzuferne Geläute rief zur Christmette. Ohne mich lang zu besinnen, löschte ich das Feuer, zog meinen Pelzmantel über und stapfte hinab ins Dorf. Bald gesellten sich Bewohner der Gegend zu mir, und mit ihnen trat ich ein in das angenehm durchwärmte und von unzähligen Kerzenlichtern schimmernde Kirchlein. —

Diese Nacht entschied über mein Leben. Und heute, nach fünfzig Jahren, bereue ich nichts. Meine Verwandten, Vettern und Cousinen, unterrichtete ich, dass sie auf keinerlei Erbschaft zu hoffen hätten. Zu meinen Lebzeiten empfingen sie genügend. Die Freunde, die ich geliebt und die sich mir treu erwiesen hatten, durften das Ihre hinnehmen in der Zeit unserer Gemeinsamkeit, und noch lange, nachdem aus dem Beieinander etwas Platonisches geworden. Niemandem bin ich etwas schuldig geblieben. Ich habe Beglückungen erfahren dürfen und das Meinige dafür gegeben. Alle Rechnungen sind beglichen. Nach meinem Tode wird mein nicht unbeträchtliches Vermögen einer Stiftung zufliessen, die ich ins Leben gerufen habe zur Unterstützung Bedürftiger, sowie caritativer und humanitärer Einrichtungen. Diese Stiftung wird dauern und keiner politischen Umwälzung, keinen wirtschaftlichen Zusammenbrüchen, keinen Währungsumstellungen erliegen. Meine Hinterlassenschaft wird nicht veräussert werden können. Treuhänderisch sollen die Fabriken, Unternehmungen, Geschäfte weitergeführt werden. Nur die Hälfte der Zinsen fällt alljährlich denen zu, für die ich alles so sorgfältig geplant habe, nicht irgendwem zur beliebigen Verwendung, sondern den Krüppeln, Kranken, der wissenschaftlichen Forschung, den Studierenden aller Fakultäten. Jeder Verwendungszweck erhält einen genau festgesetzten Prozentsatz der Jahresausschüttungen. Nur die Personen selbst aus den verschiedenen Personenkreisen mögen die Sachwalter meiner Hinterlassenschaft bestimmen. An das Grundvermögen, die Substanz, können sie nicht rühren.»

Nach dieser langen Rede brach er plötzlich ab, sah mich von der Seite an und suchte in meinen Mienen die Wirkung seiner Worte abzulesen. Noch unvermittelter als er sie erwarten konnte, sollte er sie erfahren. Sehr langsam sagte ich:

«Ich gehe doch nicht fehl, wenn ich annehme, dass du eine kirchliche Persönlichkeit mit der Verteilung der Beträge betraut hast.»

Er vermochte seine Ueberraschung nicht zu verbergen. «Allerdings», gab er zu, «den Pfarrer des Sprengels, in dem ich fünfzig Jahre gelebt habe . . . Aber was soll die Frage?»

«Nichts gegen die Pfarrer», beschwichtigte ich, «sie sind sicher sehr zuverlässig und gewissenhaft. Aber wird der Pfarrer irgendwelche Zahlungen auch an Institutionen leisten, die daran arbeiten, die Rechtsordnung zu ändern, unter der du genau

so gelitten hast wie jeder von uns?»

Ein Anflug von Verlegenheit überzog sein Gesicht, obgleich er sich Mühe gab, ihn zu unterdrücken.

«Welche Institutionen meinst du?» fragte er unsicher. «Doch wohl nicht jene Vereinigungen, die . . . .»

«Eben diese, jawohl» . . . wie es schon im Neuen Testament zu lesen ist: . . . wer die Güter dieser Welt besitzt und sieht seinen Bruder leiden und verschliesst sein Herz vor ihm . . ., kann in dem die Liebe Gottes sein? 1. Johannes 3, Vers 17. — Wem so das Elend dieser Welt ans Herz greift, dass er eine solch grossherzige Stiftung ins Leben ruft, sollte der nicht auch jene in seine helfende Liebe einbeziehen, die gleich ihm selbst, unter dem mörderischen Gesetz seufzen, die dieses Gesetz in Not und Verzweiflung stürzt, ruiniert, in die Kerker wirft oder in den Selbstmord jagt. Wie kann einer — ich muss das jetzt sagen dürfen auf unsere Freundschaft hin, ohne dass es dich verstimmen darf — wie kann, wen nur ein gütiges Geschick oder die Macht seiner einsetzbaren Mittel vor sozialer Vernichtung und Schande bewahrt haben, diejenigen vom Genusse einer Hinterlassenschaft ausschliessen, ausdrücklich ausschliessen, die ihr Leben in solch namenloser Bedrückung hinzubringen haben, wie jener Menschenkreis es ist, dem er selbst angehört, wenn er diese Hinterlassenschaft den Elenden, Bresthaften, den Einrichtungen der Wohltätigkeit und der studierenden Jugend zuwendet? . . .»

Es war ihm anzusehen: das hatte er nicht erwartet. Indes, er fasste sich schnell.

«Zeitweise hatte ich erwogen», erklärte er, «die Bestrebungen zu unterstützen, die eine Aenderung der Rechtsordnung durchzusetzen trachten. Immer wieder aber erschütterten mich die Tragödien der Selbstsucht, die sich rings um mich her ereigneten, empörte mich diese Unfähigkeit zur Anständigkeit gegenüber dem Freund und solchen Schicksalsgefährten, deren unzulängliche äussere Erscheinung sie zu herbem Verzicht verurteilt. Den trauernden Freund fand ich verlassen von dem, der sich neue Quellen des Vergnügens erschlossen hatte. Dem in Sehnsucht sich Verzehrenden sah ich unverhohlene Feindschaft entgegengebracht, wo immer er sich, verzweifelte Hoffnung im Herzen, zeigte. Wie widerte mich das Frohlocken hämischer Schadenfreude an, das der zu erleiden hatte, dessen Werbungsbemühungen man durch üble Nachrede vereitelt hatte. — Das war es, was mich bestimmte, über die Hilfe hinaus, die ich in Einzelfällen privat gewährte, irgendwelchen Organisationen keinerlei Zuwendungen testamentarisch zukommen zu lassen — —.»

Unvermittelt unterbrach ich ihn: «Wirst du es mir verübeln, wenn ich dich etwas frage und dich bitte, mir ehrlich zu antworten?»

«Aber nein!» —

«Fürchtest du dich?»

Er verstand mich sofort, vermochte aber nicht sogleich zu antworten. Sein Gesicht wurde rot.

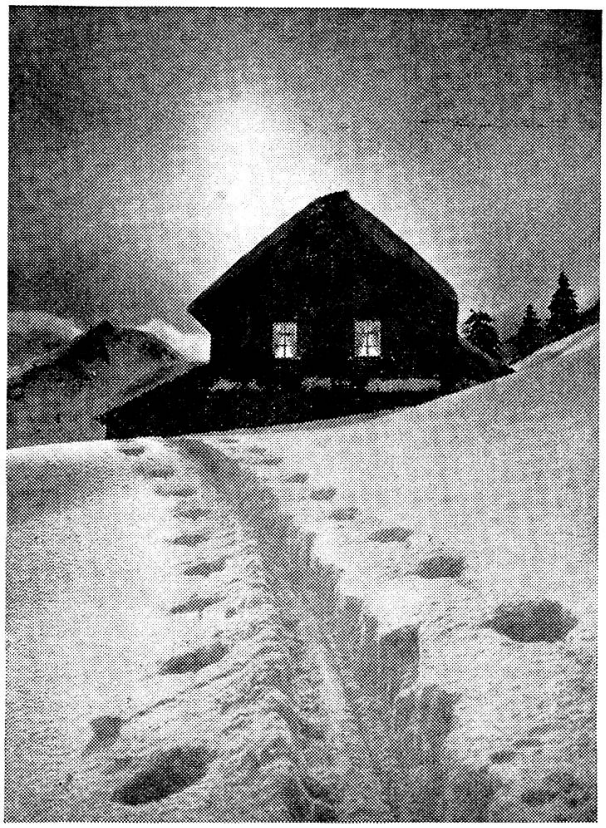
«Du fürchtest dich also.» Ich sprach diese Worte sehr leise.

«All das, was du aufgebaut hast, aus dessen Erträgen deine grossherzige Stiftung gespeist wird, soll der Beschwichtigung deiner Angst dienen. Nie bist du das Gefühl los geworden, dein Leben sei ein Aergernis vor Gott und den Menschen. Was du dir nahmst, das genossest du mit schlechtem Gewissen. Glaubst du denn wirklich, Gott bestechen zu können? Wie arm stünden wir alle vor ihm, dem ewigen Richter, die wir nicht mit den Glücksgütern der Erde gesegnet sind. Müsste er uns nicht verdammen, indes er dich einliesse in seine Seligkeit, weil du dich von der Hölle loszukaufen vermochtest? Glaubst du wirklich, dass der Himmel zu kau-

fen sei?»

Er hatte mich schweigend angehört. Aber nicht Betroffenheit malte sich in seinen Zügen, sondern ein nachdenklicher Ernst. Ich vollendete:

«Was schenkst du denn eigentlich her? Was nimmst du dir ab, es den Elenden zu geben? — Deinen ganzen Besitz? — Betrüge dich doch nicht selbst! Eine Minute vor dem Verlöschen deines Lebens bist du noch Eigentümer deines ganzen Besitzes. Im Tode verlierst du diesen, ohne dass du es verhindern könntest — und eine Minute n a c h deinem Tode wendest du den Bedürftigen etwas zu, was dir schon nicht mehr gehört. Was also unterscheidet dich von jenen, die mit leeren Händen vor Gott hintreten?»



Er war sichtlich beeindruckt von dem, was er gehört hatte. — Wir schwiegen beide. Die Dämmerung begann sich draussen über die Landschaft auszubreiten. Ich fühlte, dass wir dasselbe dachten: «Ehedenn gehe ein Kamel durch ein Nadelöhr, denn dass ein Reicher gelange ins Himmelreich . . .:

Dann stand er auf und brach das Schweigen. In seinem Gesicht prägte sich ein grosser Entschluss aus:

«Vor fünfzig Jahren hatte ich genug zu leben. Ich habe es mir nicht leicht gemacht und mein Vermögen vervielfacht. Nichts rührte ich an von dem Zuwachs. Du hast recht. Ich werde die Verfügungsgewalt über meinen Besitz behalten bis zu meinem letzten Atemzug, mit dem er übergehen wird in das Eigentum derer, zu denen ich mein Leben lang gehörte. Glaubst Du, dass Gott daran vorbeigehen kann, an dem Ertrag eines arbeitsreichen Lebens, den ich ungeschmälert denen hinterlasse, die der seine Brüder genannt hat, dessen Geburtsfest wir morgen begehen?»

Auch ich stand auf und streckte ihm impulsiv die Hand entgegen. Worte waren hier nicht mehr nötig. Dann gingen wir Seite an Seite, in das nun hell erleuchtete Vestibül, wo sich bereits die Gäste eingefunden hatten. Achim, der grosse, erfolgreiche Industrielle, hiess sie herzlich willkommen, besonders Tonio, der etwas verschüchtert schien und sich im Hintergrund hielt. Für alle hatte er ein freundliches Wort, und die gehobene Stimmung, die ihn beschwingte, teilte sich uns allen mit. Dann wurden die Schiebetüren aufgetan, und die Geladenen, Damen und Herren unterschiedlichen Alters und unterschiedlicher Erscheinung, gut Aussehende und Unschöne, gingen ein in den Glanz des ihnen bereiteten Heiligen Abends voll weihnachtlicher Düfte und lichtstrahlender Festlichkeit.